

Tagung „Vom Mehrwert sozialer Nachhaltigkeit“ vom 14. März 2014 in Zürich

## **Inputreferat „Soziale Nachhaltigkeit zwischen Utopie und standardisierten Vorgaben – eine Auslegeordnung zur aktuellen Fachdiskussion“**

*Hanspeter Hongler und Markus Kunz, ZHAW*

Sehr geehrte Damen und Herren

Die Nennung der „sozialen Nachhaltigkeit“ im Tagungstitel ist eine Konzession. Ein Entgegenkommen an diejenige unter Ihnen, welche mit den angesprochenen „standardisierten Vorgaben“ arbeiten oder arbeiten müssen. Und andererseits – und darauf bezieht sich der Begriff der Utopie – möchten wir uns bereits zu Beginn der Tagung als kritische, wenn auch solidarisch kritische „Dekonstrukteure“ der sozialen Nachhaltigkeit outen.

Denn: Schauen wir genauer hin, dann sehen wir: Der Begriff „soziale Nachhaltigkeit“ ist unklar. Nicht nur, weil wir uns eigentlich endlich daran gewöhnen sollten, konsequent von einer nachhaltigen *Entwicklung*, bzw. entsprechend von einer sozial nachhaltigen Entwicklung, also von einem Prozess zu reden, da es einen Zustand namens Nachhaltigkeit nicht gibt. Ich kenne keinen einzigen Menschen auf der Welt, der einen solchen Zustand beschreiben könnte. – Es geht aber auch darum, dass wir in diesem Zusammenhang mindestens von zwei sehr unterschiedlichen Dingen reden:

Erstens. Sie kennen alle das Drei-Kreise-Modell der nachhaltigen Entwicklung, (Sie werden es heute Morgen noch sehen), das verbreitet wurde, seit es diese Konzeption gibt, obschon die Dreizahl eingestandenermassen willkürlich ist, denn man könnte geradeso gut vier oder noch mehr Kreise postulieren. Die Macht des Faktischen – oder hier vielleicht eher: des Symbolischen – hat uns aber nun mal diese Trinität beschert, auch wenn sie wissenschaftlich nicht haltbar ist. So etwa scheitern wir ja nur schon an der Definition der drei „Kreise“ Umwelt, Gesellschaft und Wirtschaft, bzw. an deren gegenseitiger Abgrenzung, und wir geraten auch sofort in Teufels Küche, wenn wir über Hierarchien und andere Wechselbeziehungen unter diesen drei Kreisen reden sollten.

Diese Verwirrung wird dadurch verursacht, dass die drei Kreise als Entitäten, als Seins-Bereiche, betrachtet werden. Bezogen auf unsere Tagung wären es also quasi Teilgebiete, Teilphären oder Teilbereiche urbaner oder kommunaler Entwicklung: eine ökologische Ent-

wicklung, eine ökonomische und eine gesellschaftliche oder soziale Entwicklung. Wer so denkt, bekommt nicht nur die erwähnten Abgrenzungsprobleme, die keineswegs nur akademischer Natur sind, sondern er oder sie bekommt auch ein Aggregationsproblem. Zwar gibt es verschiedene Methoden, wie man die drei Entitäten letztlich in einen Index der Nachhaltigkeit umformen kann, aber überzeugend oder gar methodisch stringent sind sie in der Regel nicht.

Dieser Sichtweise zweitens gegenübergestellt sei die Version der drei Kreise als *Perspektiven* einer nachhaltigen Entwicklung. Hier betrachten wir alle möglichen Teilentwicklungen in Kommunen, egal um welche es sich handeln mag, aus einer ökologischen Perspektive, einer gesellschaftlichen oder einer ökonomischen Perspektive, was eine Menge Probleme löst oder gar nicht erst entstehen lässt. Denn soziale Systeme sind immer in einen natürlichen, einen gesellschaftlich-kulturellen und in einen wirtschaftlichen Kontext eingebettet, und ohne diesen Kontext kann man sie gar nicht verstehen.

Ich muss nun leider einräumen, dass letztlich beide Betrachtungsweisen, das Drei-Kreise-Modell wie das Drei-Perspektiven-Modell eine gewisse Präsenz haben. Wer sich zum Beispiel mit dem Monitoring nachhaltiger Entwicklung beschäftigt, zum Beispiel mittels Indikatorensets und Indexbildung, der geht in der Regel von drei Kreisen aus. Wir werden es heute ein paar Mal erleben, dass die Macht des Faktischen das Drei-Kreise-Modell bereits zu stark hat werden lassen, als dass man es negieren könnte. Ich sage offen: Glücklich macht mich das nicht.

Denn: Es ist zu warnen vor übereilten Übernahmen aus der technisch-ökologischen Sphäre, wo die Summe aller Zustandsmessungen viel eher als hinreichende Beschreibung eines Gesamt-Zustands geltend gemacht werden kann. Gesellschaft dagegen ist Entwicklung (und zwar nicht in geologischen Zeiträumen, sondern, im Vergleich zur Natur, rasante Entwicklung), und die Debatte ist episch, ob ähnliche konservative, also erhaltende Ziele geltend gemacht werden können wie sie im ökologischen Bereich schon fast selbstverständlich sind. Biologische Arten sollen meinerwegen möglichst erhalten werden, aber gesellschaftliche Strukturen sind kaum je Gegenstand des Heimatschutzes.

Es gehört zum Common Sense der Nachhaltigkeitsforschung, dass die gesellschaftliche Perspektive im Vergleich zu Umwelt und Wirtschaft wissenschaftlich unterentwickelt sei. Insbesondere fehlt immer noch ein Framework, eine Art konzeptionelle Gesamtschau, was eine sozial nachhaltige Entwicklung denn sein könnte. Es versteht sich fast von alleine, dass Aspekte der Normativität oder der politischen Zielsetzung im gesellschaftlichen Bereich noch viel herausfordernder sind, als sie es im Umwelt- oder Wirtschaftsbereich ohnehin schon sind. Schon dort kann man sich endlos darüber auseinandersetzen, welche Auffassung, welches Konstrukt von Natur nun die richtige Grundlage sei, oder welche volkswirtschaftliche Schule als Grundlage gelten soll. Aber in der gesellschaftlichen Entwicklung ist das alles noch viel beladener.

So haben wir es bis hierher vermieden, eine Definition von sozial nachhaltiger Entwicklung zu liefern. Nicht weil wir keine kennen würden, sondern eher, weil es viel zu viele Ansätze gibt. Wenn wir uns auf den kleinsten gemeinsamen Nenner bei der wissenschaftliche Fundierung

sozialer Nachhaltigkeitskriterien zurückziehen, dann dürften das am ehesten bestehende Normen in der Menschenrechtserklärung, in der Bundesverfassung und auf Gesetzesebene sein. Denn *wenn* es in einer Demokratie überhaupt einen Konsens über die Werte und Normen einer Gesellschaft gibt, dann in den Institutionen, wie zum Beispiel im Recht und in der Politik.

Hilfreicher ist eine Definition, die sich auf die Weltbank stützt, also aus dem ökonomischen Bereich stammt. Demnach ist eine nachhaltige Entwicklung „a process of managing a portfolio of assets to preserve and enhance the opportunities people face.“ Frei übersetzt also ein Prozess, der die Summe von Vermögenswerten gestaltet, mit dem Ziel, die Entwicklungschancen der Menschen zu erhalten und zu erweitern. (World Bank, 1997) Die „Assets“, von denen hier die Rede ist, tauchen nicht nur bei der Weltbank, sondern etwa auch beim schweizerischen Bundesrat als so genannte Kapitalstöcke auf. Das sind einerseits das Natur- und das Realkapital, also quasi die gottgemachte und die menschengemachte Infrastruktur, und andererseits das Human- und das Sozialkapital. Und so fragt sich, ob es in einer sozial nachhaltigen Entwicklung nicht ganz einfach darum geht, das Human- und das Sozialkapital optimal zu entwickeln, also „die Entwicklungschancen der Menschen zu erhalten und zu erweitern“, wie die Weltbank es sagt.

Das Schöne an dieser Definition ist übrigens, dass sie den Fokus auf die Erweiterung der menschlichen Handlungsspielräume, auf die Vergrößerung von Freiheit, legt und damit der Ansicht entgegentritt, dass die Konzeption der nachhaltigen Entwicklung, eben weil sie normativ sei, die Menschen einschränken und bevormunden wolle.

Ich möchte meinen Teil beschliessen mit der Frage, woran man denn einen Fortschritt in einem solchen sozial nachhaltigen Entwicklungsprozess erkennen kann. Immerhin haben wir uns ja erfrecht, das Wort vom Mehrwert in den Tagungstitel zu nehmen, was unterstellt, dass im Prozess der sozial nachhaltigen Stadtentwicklung mehr Wert entsteht. Das tangiert also die Frage der Messbarkeit – auch dies notabene eine Thematik, welche uns von der ökologischen Nachhaltigkeitsdebatte aufgezwungen wurde. Sozialindikatoren und Messungen gesellschaftlicher Parameter sind zwar beileibe nicht neu. Neueren Datums ist aber die Bemühung, Fortschritte in der sozial nachhaltigen Entwicklung ausweisen zu wollen. Interessant ist dabei weniger die eher methodische (und etwas technokratische) Debatte über die reine Messbarkeit, sondern viel eher diejenige über die Interpretation von Messresultaten. Grenzwerte, wie in der Ökologie, stehen uns dabei meist nicht zur Verfügung – zum Glück. Aber die Frage stellt sich, was denn sonst als Orientierungshilfe auf dem Weg zu einer sozial nachhaltigen Gesellschaft angeboten werden kann.

Aus meiner Sicht ist diese Frage noch lange nicht entschieden. Es bestehen zwar bereits Instrumente und Prozesse, wie zum Beispiel die Nachhaltigkeitsbeurteilung, die im Rahmen von institutionalisierten Abläufen, etwa Richtplanungen oder grösseren politischen Vorhaben, zur Anwendung gelangen. Soweit auch dort eher Prozesse und Vorgehensweisen beurteilt werden und nicht Zustände, ist dagegen kaum etwas einzuwenden. Aber das Unbehagen darüber, wie

man mit der Bewertung sozial nachhaltiger Entwicklung umgehen soll, ist noch keineswegs ausgeräumt.

Nun, nachdem ich in den bisherigen Ausführungen primär und – wie uns scheint mit guten Gründen – das Gewicht auf die Dekonstruktion des Konzepts der sozialen Nachhaltigkeit gelegt habe, wollen wir uns doch auch dem Versuch einer kritischen Rekonstruktion des Konzepts im Bereich der Wohn-, Siedlungs- und Quartierentwicklung zuwenden. Ich übergebe dafür das Wort an Hanspeter Hongler.

Soziale Nachhaltigkeit im Wohn- und Siedlungsbereich steht in engem Zusammenhang mit der Möglichkeit, aber auch der Bereitschaft der Bewohner und Bewohnerinnen, sich für ihre Siedlung oder das Quartier einzusetzen und sich für die sozialen Aspekte des Zusammenlebens mitverantwortlich zu fühlen. Soziale Nachhaltigkeit ist so verstanden zunächst einmal das Gegenteil von sozialem Desinteresse oder gar sozialer Desintegration.

Damit sich das Gefühl der Verbundenheit, das nötige Sozialkapital, die Netzwerke, ein funktionierendes Kommunikationssystem usw. überhaupt erst entwickeln und festigen können, braucht es aus heutiger Sicht das Zusammenspiel der drei wichtigsten gesellschaftlichen Ebenen, nämlich derjenigen der staatlichen, privaten und zivilgesellschaftlichen Akteure. Sie kennen zweifellos den dafür gebräuchlichen Begriff der urban oder local governance. Wir können heute nicht mehr davon ausgehen oder erwarten, dass der Staat (bzw. die Stadt oder die Gemeinde) für das soziale Zusammenleben verantwortlich ist, wenngleich sozialstaatliche Strukturen und Ausgleichsfunktionen nach wie vor unentbehrlich sind und mehr denn je gegen neoliberale Kahlschlagwünsche verteidigt werden müssen. Wir brauchen in diesem Rahmen hier ja niemandem etwas über die Bedeutung staatlicher Vorgaben und Ausgleichsfunktionen für zahlbaren Wohnraum zu sagen.

Ebenso klar ist, dass soziale Nachhaltigkeit nicht über Nacht heranwächst; sie braucht Zeit und Gelegenheiten, um sich in Auseinandersetzungen und überberstandenen oder besser durchgestandenen Konflikten zu festigen.

Soziale Nachhaltigkeit ist – trotz nach wie vor fehlender theoretischer Stringenz – eine in der planungsbezogenen Praxis inzwischen fest etablierte Kategorie. Sie wird im fortschrittlichen Wohnungs- und Siedlungsbau auch empirisch in unterschiedlichem, aber durchaus zunehmendem Mass auch umgesetzt. Denken Sie an die SIA Empfehlung 112/1, wo für den Nachhaltigkeitsbereich „Gesellschaft“ differenzierte Vorgaben aufgeführt werden, wie u.a. Integration, Durchmischung, Soziale Kontakte, Solidarität, Gerechtigkeit, Partizipation, Identität, Nutzungsmischung, Sicherheit. Oder denken Sie an aktuelle Projekte wie die Erlenmatt Ost in Basel, Greencity in Zürich, Genossenschaftsprojekte wie die „Kalkbreite“, „Mehr als Wohnen“ im neuen Leutschenbachquartier und viele weitere private und genossenschaftliche Projekte, die zumindest den Anspruch auf soziale Nachhaltigkeit für sich reklamieren – und vielfach auch einlösen. Allerdings fällt auf, dass es sich in der Regel um urban gelegene und urban ambitio-

nierte Projekte handelt. An andern Orten, bei andern Überbauungen sieht die Realität durchaus anders aus, insbesondere in manchen boomenden Agglomerationsgemeinden.

Ich will im Folgenden einige der wichtigsten sozialen Nachhaltigkeitsaspekte im Bereich von Neuüberbauungen und Siedlungssanierungen anführen – und zwar entlang der drei entscheidenden Phasen: 1. der Planungs- und Bauphase, 2. der Bezugsphase und 3. der Betriebsphase:

In der Planungs- und Bauphase wird z.B. postuliert, dass die Wohnungsgrundrisse nutzungsneutral und zugleich flexibel sein sollen, der Ausbaustandard variabel in Hinblick auf Durchmischung und Life Cycle Veränderungen; als Idealfall wird sogar eine Verminderung des individuellen Wohnflächenverbrauchs angestrebt. Design für alle im Sinne von hindernisfreien Bauten und Zugängen gilt als rechtmässiger Anspruch; die Verweildauer wird durch Standortqualität und das Prinzip der kurzen Wege gefördert; Nutzungsvielfalt soll durch den Einbezug von Gewerbe- und Dienstleistungsangeboten, durch Konsum und Freizeit sichergestellt werden; und schliesslich: soweit möglich sollen die künftigen BewohnerInnen vor Fertigstellung der Siedlung einbezogen werden.

In der Bezugsphase wird Wert gelegt auf einen sozial ausgewogenen Wohnungsmix mit breitem Zielgruppenprofil und Wohnraum auch für Menschen mit besonderen Bedürfnissen. In bestehenden Siedlungen sollen die umzugswilligen BewohnerInnen bevorzugt werden, damit nach der Kinderphase neuer Wohnraum frei wird.

In der Betriebsphase schliesslich wird zunächst grosses Gewicht auf die Gewährleistung des Sicherheitsempfindens gelegt, werden regelmässige Siedlungs- und Quartierveranstaltungen geplant. Aussenräume sollen genutzt und von den BewohnerInnen partizipativ gestaltet werden. Das können Kinderspielplätze sein oder Jugendtreffpunkte, gemeinsam angelegte Gartenbeete oder Spielnachmittage. Die schon im Vorfeld eingeplanten Gemeinschaftsräume und Gemeinschaftszonen sollen jetzt genutzt werden und zwar für und von allen Generationen. Beachtung verdient auch die Einbindung in die Umgebung, in das Quartier und Nachbarsiedlungen – vielleicht sogar mit dem Potential von neuen Quartierdienstleistungen und gemeinsam genutzten Infrastrukturen für Konsum und Freizeit.

Das alles – ich will es nicht verhehlen – sind Idealvorstellungen sozialer Nachhaltigkeit von einigen (wenigen) Leuchtturmprojekten. Sie haben zweifellos grosse Bedeutung als Vorbilder für die Modellbildung. Allerdings scheinen mir die durchschnittlichen Siedlungs- und Quartierrealitäten oft noch weit entfernt von diesen Idealvorstellungen. Insbesondere zeichnet sich ein Urbanitäts – Suburbanitätsgefälle ab. Soziale Nachhaltigkeit als exklusives Qualitätslabel von urbanen Menschen? – das wäre wohl ein Widerspruch in sich, der aber in gewisser Weise das weltweite „Nachhaltigkeitsgefälle“ spiegelt. Die etwas zynische Folgerung bestünde dann darin, dass man sich eine solchermassen definierte Soziale Nachhaltigkeit eben zuerst einmal leisten können muss.

Gleichwohl gilt es anzuerkennen, dass man mit Massnahmen zur Herstellung sozialer Nachhaltigkeit auf verschiedene gesellschaftliche Trends reagiert, die sich deutlich abzeichnen: So wissen wir,

- dass sich die räumliche Trennung zwischen Arbeits- und Lebenswelt wieder zunehmend auflöst – man kann und soll diese Tendenz unterstützen;
- dass die Wohnmobilität der ins Alter kommenden Babyboomer-Generation im Vergleich zur Vorkriegsgeneration zunimmt, ebenso wie ihr Anspruch auf „ein generationengemischtes nachbarschaftliches Umfeld und die Versorgung und Erschliessung in Gegendistanz“ (Zimmerli, ImmoBilia 2013).
- dass trotz oder vielleicht sogar wegen der Cybermedien das Nahräumliche wieder an Bedeutung gewinnt und überhaupt die Nutzung des öffentlichen Raumes das Potential sozialer Interaktion positiv beeinflusst (Rauterberg 2013).
- dass Partizipation bis hin zu Particitainment floriert (Selle 2013, S.278). Übrigens nicht, dass man sich überall unbedingt beteiligen möchte, aber man beansprucht die Möglichkeit, sich einmischen zu können.
- dass...

In den vielen neu entstehenden Siedlungen in den Agglomerationsgemeinden, aber auch z.T. in den Kernstädten steht die Konkretisierung sozialer Nachhaltigkeit noch in den Anfängen, auch wenn die Thematik von den verantwortlichen Politikern und Verwaltungen inzwischen vermehrt beachtet und thematisiert wird. Wir haben diesen Zusammenhang im Rahmen eines mehrjährigen Forschungsprojekts zu einer grossen Neuüberbauung in einer Agglomerationsgemeinde von Zürich untersucht und Handlungsmöglichkeiten ausgelotet (dazu mehr in unserem Workshop!) – ich bleibe aber beim Thema Neuüberbauung:

Üblicherweise ist es ja so, dass neue Bewohner und Bewohnerinnen zunächst in eine kaum fertig gestellte Neuüberbauung einziehen und erst nachher und, wenn überhaupt, oft mit erheblicher Verzögerung, alltägliche infrastrukturelle Einrichtungen und Angebote dazu kommen – seien das Geschäfte für die alltäglichen Besorgungen wie ein kleiner Lebensmittelladen, Treffpunkte oder ein Café, Busverbindungen, KITA's, Schulen, usw. Andere Angebote wiederum werden „hardware-seitig“ bis zur Perfektion vorbereitet und bereitgestellt, wie z.B. Parkplätze oder fix und fertig aufbereitete, Euro-Norm-kompatible Kinderspielflächen oder ein wohldurchdachter und aufwendig konzipierter Platz oder eine kleine aber feine Parkanlage.

Es ergibt sich daraus – etwas zugespitzt formuliert – ein doppeltes Muster: auf der einen Seite wird möglichst alles bis ins letzte Detail vorausgedacht und durchgeplant, wobei das auffällig oft Sachen sind, die sich gut zeigen und vermarkten lassen; auf der andern Seite wird darauf vertraut, dass es eben jetzt zu früh sei, sich darüber schon ernsthafte Gedanken zu machen, oder dass sich das mit der Zeit dann schon ergeben werde.

Nun ist die Sache ja tatsächlich recht vertrackt: Wer ist für was zuständig? Sind es die Investoren, die neu zuständigen Liegenschaftsverwaltungen, die Politiker, die Verwaltungsabteilungen der Gemeinde, und wenn ja, welche? Oder doch eher die Privaten, das lokale Gewerbe? Oder sollen sich die eben erst eingezogenen Bewohnerinnen und Bewohner darum kümmern (müssen)?

Wie können sozial nachhaltige Kommunikations- und Austauschstrukturen aufgebaut werden? Wer koordiniert all das und wie wird jeweils entschieden?

Das sind sehr vielschichte und komplexe Fragen, die – unvorbereitet und improvisiert angegangen – schnell einmal Unlust und Ärger hervorrufen. Enttäuschung kann sich breit machen, nach allen Seiten, v.a. aber auch bei den Neuzugezogenen, die sich jetzt erst recht in ihre eigenen vier Wände zurückziehen und für die Einkäufe ins Shoppingcenter fahren. „New town blues“ sagen dem die Engländer treffend.

Wie kann Governance – also das Zusammenspiel von Gemeinde, (privaten) Investoren und der neuen Bewohnerschaft oder Zivilgesellschaft – unter diesen Bedingungen konkret in Gang kommen? Dieser Prozess ist komplex und voraussetzungsvoll.

Gleichzeitig, so unserer These, wird es soziale Nachhaltigkeit ohne die entsprechenden Abstimmungen, Interaktionsräume, geklärten Zuständigkeiten und wohldurchdachte Prozessabläufe schwer haben. Genau darin liegt aber auch die Gefahr der Überregulierung und Überstrukturierung.

Es gibt somit ein nicht hintergebares und auch nicht auflösbares Spannungsverhältnis zwischen einerseits notwendigem Planungsbedarf und andererseits echten Gelegenheiten zur Entwicklung von Neuem und Unvorhergesehenem.

Soziale Nachhaltigkeit – und das ist der Punkt, dem ich mich im Folgenden noch zuwenden möchte – braucht v.a. Räume, die atmen und die sich bewegen lassen, symbolisch und real. Ich greife zur Illustration dieses Kerngedankens auf das begriffliche Instrumentarium von Richard Sennett zurück. Sennett stellt darin dem immer noch viel zu geschlossenen System heutiger Städte das Konzept der „Open City“ gegenüber.

Das System geschlossener Städte bedeutet für ihn erstens die Überdeterminierung der sozialen Funktion der Stadt, sei das durch forcierte (sozial wohl durchdachte) Erneuerungen, durch Betonung formaler Stimmigkeiten oder durch übervorsichtige Regelungen und Bürokratisierung. Zweitens sucht jedes geschlossene System primär einmal das Gleichgewicht und drittens betont es die Integration, welche wiederum dem Experiment und dem Ungewöhnlichen skeptisch gegenübersteht.

Was den letztgenannten Aspekt der Integration betrifft, so findet in den Sozialwissenschaften und insbesondere auch in der Sozialen Arbeit schon seit einiger Zeit eine interessante Fachdebatte statt, die auch für unseren Zusammenhang von eminenter Bedeutung ist. Und zwar entzündete sie sich an der begrifflichen Differenz zwischen „Integration“ und „Inklusion“. Während Integration implizit von der Anpassung der Minderheiten an die Mehrheitsbevölkerung und

den Mainstream ausgeht, ist Inklusion primär einmal ein ethisches Prinzip, das den separierenden Charakter der sozialen Systeme in Frage stellt und die Chancengleichheit fördert. Der Gegensatz von Inklusion ist denn auch die Exklusion, also Das-Nicht-Teilhaben-Lassen. Teilhabe – oder eben Inklusion – muss umgekehrt nicht erkaufte werden mit Angleichung und Homogenität, vielmehr sie wird eher als ein Recht auf Differenz gesehen.

Doch zurück zur Open City von Sennett: Die Open City im Sinne von Sennett orientiert sich anstelle von „Überdeterminierung“, „Gleichgewicht“ und „Integration“ an drei andern Begriffen:

Zunächst einmal führt er das Konzept der mehrdeutigen Randzonen ein. Dabei betont er den Unterschied zwischen „Begrenzung“ und „Grenze“. Begrenzungen bezeichnen Orte und Räume der Abgrenzung. Sennett verwendet das biologische Bild der Zellwand um den Aspekt der Undurchlässigkeit zu betonen. Zweck der Zellwand ist die Abschottung. Demgegenüber stellt die Zellmembran eine durchlässige Struktur dar. Sie bildet zwar auch eine Grenze, gleichermassen eine poröse wie auch eine beständige. Sie ermöglicht und will Austausch, aber nicht willkürlich und ohne jeden Aufwand. In der Psychologie wird für den Begriff der mehrdeutigen Randzonen auch etwa der Begriff des Übergangsraums (Winnicott) verwendet. Dort, im Übergang zwischen dem eigenen und dem andern liegt auch der Raum für Kreativität, Innovation und letztlich die eigene Identität.

Sozialräumlich gesehen ist somit nicht unbedingt die Wohnung, der geschlossene Siedlungskörper oder der Stadtkern der entscheidende Ort oder Raum zur Entwicklung einer Identität sondern der unbestimmt gelassene Vorplatz, das vielfach nutzbare Plätzchen, die etwas unbestimmte Strassenecke oder das unabgeschlossene Quartier. Gerade für Kinder und Jugendliche sind Transitionsräume von grosser Bedeutung. Gabriele Muri Koller hat dies in ihrer Arbeit über die kreative Aneignung von Räumen durch Jugendliche am Beispiel der neuen Öerlikoner Parkanlagen eindrücklich nachgewiesen. Dabei muss es sich keineswegs immer um physische Übergangsräume handeln. Auch hier spielen sich wichtige Übergänge zunächst einmal in der Phantasie ab, z.B. als Phantasien über das Zusammenleben in der Siedlung oder im Quartier. Die Jugendlichen sind einfach die am schnellsten reagierende und handelnde Gruppe.

Soziale Nachhaltigkeit – so die These – ergibt sich nicht aus perfekt angelegten Siedlungen, eindeutigen Grenzen und scheinbar klar durchdachten Zweckbestimmungen, sondern aus Mehrdeutigkeiten und ausgesparten Randzonen, die ihren Zweck immer wieder neu finden und erfinden können. Damit sie das können, darf ihnen aber auch nicht jegliche Energie durch die Fixierung auf das Zentrum oder die Kernzone entzogen werden.

Diese Bemerkung führt uns zum zweiten Element der „Open City“ von Sennett, dasjenige der „unvollständigen Form“. Sennett spricht in Anlehnung an den Architekten Peter Eisenman von „leichter Architektur“: Form und Funktion sollen nur leicht oder gar nicht miteinander verbunden sein. Ein Gebäude „soll weniger stark zielgerichtet“ sein, es soll „mit der Zeit atmen“.

Im fortschrittlichen Wohnungsbau wird dieses Prinzip der unvollständigen oder flexiblen Form inzwischen vermehrt beachtet und angewandt.

Für eine Siedlung oder ein Quartier als Ganzes besteht die unvollständige Form z.B. darin, Räume auszusparen oder deren mögliche Zweckbestimmung nur anzudeuten. Das kann zum Beispiel ein für Spielplätze vorgesehener Aussenraum sein, der nun von den interessierten Familien geplant, gebaut und ausgestattet werden kann. Dafür wird man sich zusammensetzen und wird angesichts unterschiedlicher Interessen, Bedürfnisse und kultureller Gewohnheiten tragbare Kompromisse suchen müssen. Es wird auch ein finanzieller Beitrag nötig sein, welcher bis jetzt ja eingespart werden konnte. Wahrscheinlich braucht es zur Umsetzung des Vorhabens gezielte, aber auch klar begrenzte Unterstützung und Beratung durch Projekt- und Moderationsprofis.

Wichtig ist das Prinzip: Für eine sozial nachhaltige Entwicklung sind versiegelte Räume Gift. Hier fallen Vorstellung und Realität zusammen, werden eins. Etwas anderes als das Faktische ist gar nicht denkbar. Demgegenüber bieten „ungesättigte Räume“ überhaupt erst die Möglichkeit, neue Erfahrungen zu machen. Sie sind eine Voraussetzung für sozial nachhaltiges Lernen. Ungesättigte Räume beinhalten primär eine negative Fähigkeit, nämlich die Fähigkeit, ohne Ungeduld mit Unsicherheiten und Zweifeln zu recht zu kommen (Bion); die Fähigkeit, einen Prozess sich entwickeln zu lassen, damit für die jetzige Situation mit den jetzt hier lebenden Menschen die stimmigsten Lösungen gefunden werden kann, ohne Anspruch auf Allgemeingültigkeit in späteren Situationen.

Schliesslich führt Sennett zur Open City das Moment der ungelösten Erzählung an. Engstirnige Planer wollen sich (Zitat:) „von vornherein alle am Ende stehenden Ergebnisse vergegenwärtigen“. Das sei wie ein schlechter Roman, bei dem schon zu Beginn der Geschichte klar ist, was geschehen wird, was die Geschichte bedeutet und was aus den Charakteren wird. Demgegenüber hätten alle guten Erzählungen die Eigenschaft, „das Unvorhergesehene zu erforschen und die Kunst des Romanautors bestünde in der Gestaltung des Prozesses dieser Erkundung. Wichtiger als die Klarheit sei die Entdeckung.

Und – wiederum auf unseren Themenbereich bezogen – die Planer oder die „Betreiber“ einer Überbauung mit sozial nachhaltigem Anspruch sollen doch eher die Konflikte und Möglichkeiten anschauen, die sich bei jeder Etappe des Gestaltungsprozesses eröffnen.

Selbst in der bekanntlich höchst rationalen Managementlehre werden inzwischen ähnliche Konzepte vertreten, wonach es auch in einem Betrieb nicht möglich ist, das betriebliche Geschehen in einem Modell abzubilden, denn das wäre immer eine Simplifizierung und würde einen Teil der Vielfalt und Unvorhersehbarkeit konkreter Interaktionen verschleiern. (Stacey, zit. nach Herzka 2013, S.44). Man kann das Geschehen eben nicht steuern, obwohl die Dinge keineswegs zufällig geschehen.

Durch die zahlreichen Interaktionen ergeben sich durchaus emergente Muster, die wiederum die Interaktion beeinflussen. „Wir bringen also gemeinsam etwas hervor, das uns sogleich auch wieder begrenzt. Das Neue entsteht, weil wir voneinander verschieden sind (...)“ und „was dann geschieht ist unvorhersehbar, nicht zuletzt weil gleichzeitig sehr verschiedene Interaktio-

nen stattfinden – wir aber immer nur an einigen wenigen direkt beteiligt sind. Unsicherheit ist dabei nicht etwas, das zu überwinden ist, sondern bleibt ein konstitutives Element jeder Interaktion.“ (Herzka 2013, S. 44). So bleibt denn nur „Achtsamkeit bezüglich der hier und jetzt stattfindenden Interaktionen“. Innovationsorientierte Veränderungen, genauso wie soziale Nachhaltigkeit entwickeln sich nur durch Vielfalt und Abweichung, nicht durch Konformität und Zwang. (Herzka a.a.O.).

Schafft soziale Nachhaltigkeit somit auch Mehrwert? Ja, wenn wir den Mehrwert darin sehen, dass eigenständige und in gewisser Weise immer wieder neue Werte geschaffen werden können, die in vielen Belangen vielleicht „unvollständig, konfliktreich und nichtlinear“ sein mögen, die aber dank ihrer Entstehungsgeschichte in einem gemeinsamen Prozess und unter Beachtung einer Sicherheit bietenden Planungsrahmens stabiler und in letzter Konsequenz auch sozial nachhaltiger sein dürften.

Besten Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

#### Literatur:

- Bion, W. (1990). Lernen durch Erfahrung. Frankfurt: Suhrkamp (Orig: Learning from experience, 1962).
- Colantonio, A., Dixon, T. (2011). Urban Regeneration & Social Sustainability. Oxford: Wiley-Blackwell.
- Drilling, M. (2012). Soziale Nachhaltigkeit in der Siedlungsentwicklung. In: Raum & Umwelt 3/12. Hrsg.: VLP-ASPAN: Baar. Abgerufen am 19.02.14 unter: [http://www.vlp-aspan.ch/sites/default/files/ru\\_12\\_03\\_0.pdf](http://www.vlp-aspan.ch/sites/default/files/ru_12_03_0.pdf)
- Friedrichs, J. (2010). Welche soziale Mischung in Wohngebieten? In: A. Harth, G. Scheller (Hrsg.). Soziologie in der Stadt- und Freiraumplanung. S. 319-334. Wiesbaden: VS Verlag
- Herzka, M. (2013). Führung im Widerspruch. Wiesbaden: Springer
- Meyer Primavesi, A., Zimmerli J. (2013). Areal Erlenmatt Ost. Nachhaltigkeitskonzept. Stiftung Habitat. Abgerufen am 19.02.14 unter: <http://www.zimraum.ch/studien/nachhaltigkeitskonzept-areal-erlenmatt-ost>
- Muri, G., Friedrich, S. (2009). Stadt(t)räume – Alltagsräume? Jugendkulturen zwischen geplanter und gelebter Urbanität. Wiesbaden 2009.
- Rauterberg, H. (2013). Wir sind die Stadt! Berlin: Suhrkamp.
- Selle, k. (2013). Über Bürgerbeteiligung hinaus. Stadtentwicklung als Gemeinschaftsaufgabe? Detmold: Rohn.
- Sennett, R. (2013). Open City. Abgerufen am 07.02.14 unter: [http://www.iba-hamburg.de/fileadmin/Die\\_IBA-Story/IBAmeeetsIBA-Vortrag\\_Sennett\\_IBAmeeetsIBA.pdf](http://www.iba-hamburg.de/fileadmin/Die_IBA-Story/IBAmeeetsIBA-Vortrag_Sennett_IBAmeeetsIBA.pdf)



- Winnicott, D.W.(1973). Vom Spiel zur Kreativität. Stuttgart: Klett (Orig.: „Playing and Reality“, 1971)
- Wohnforum. Informationen für Meinungsbildner. (2010). Raiffeisen WohnBausparen: Wien. Abgerufen am 19.02.14 unter:  
<http://www.raiffeisen.at/eBusiness/services/resources/media/314933534010554625-308249105892561733-703914644934610973-1-19-NA.pdf>
- World Bank (Hg.) (1997): Expanding the Measure of Wealth: Indicators of Environmentally Sustainable Development.
- Zimmerli, J. (2013). Babyboomer wohnen anders. Zeitschrift Immobilia. Abgerufen am 19.02.14 unter: <http://www.zimraum.ch/studien/babyboomer-wohnen-anders>